

Literatur

AFRIKA ASIEN LATEINAMERIKA

Nachrichten

ISSN: 0935-7807
PVSt: 63287
31. Jahrg. Nr. 121
Herbst 2014
EUR 7,50 | Sfr 9,-

UNBEKANNTES ASIEN

Eine Entdeckungsreise



Afrizal Malna [Indonesien]
Der Körper ist meine
wichtigste Sprache

Madeleine Thien [Kanada]
Keine Wut auf die Roten
Khmer

Gespräche
Porträts
Rezensionen



Luiz Ruffato [Brasilien]

Ich mache kapitalistischen Realismus

1961 im brasilianischen Bundesstaat Minas Gerais in einer Arbeiterfamilie geboren, zählt Luiz Ruffato zu den bedeutendsten brasilianischen Gegenwartsautoren. Mit seinem kritischen Blick auf gesellschaftliche Probleme hat er als einer der führenden Intellektuellen seines Landes Position bezogen. Seine im Rahmen der Frankfurter Buchmesse 2013 gehaltene Eröffnungsrede, in der er die vielfältigen sozialen Ausgrenzungsmechanismen der brasilianischen Gesellschaft anprangerte, insbesondere die Diskriminierung von Schwarzen, Homosexuellen und Frauen, hat teils heftige Reaktionen ausgelöst. Christian Grünngel und Doris Wieser sprachen mit dem Autor nach einer hitzigen Diskussion, in die er von zwei aufgebrachten Landsleuten verwickelt worden war. Ruffatos literarisch oft experimentelles Werk erscheint auf Deutsch im Verlag Assoziation A.

Christian Grünngel und Doris Wieser: Besonders auffallend in Ihrer Literatur sind die verschiedenen Schriftarten und Textformatierungen. Gibt es ein Modell, das Sie beeinflusst hat?

Luiz Ruffato: Literatur steht immer in der Schuld dessen, was es vorher schon gab. Also würde ich nicht sagen, dass es meine Erfindung ist, aber natürlich verfolge ich damit eine Absicht. Als ich die Idee entwickelt habe, über die Lebenswelt der unteren Mittelschicht zu schreiben, stieß ich vom ästhetischen Standpunkt aus gesehen auf ein sehr ernstes Problem. Der Roman ist ja selbst eine Form der bürgerlichen Weltanschauung, und ich fragte mich, wie man über die untere Mittelschicht und das Proletariat unter Verwendung dieser bürgerlichen Gattung schreiben kann. Daher wusste ich zwar seit vielen Jahren, über was ich schreiben wollte, aber nicht, wie ich darüber schreiben könnte. Die Form war für mich der Schlüssel. Die Lösung für dieses Problem gaben mir Machado de Assis und die Autoren, die den von ihm gewiesenen Weg weiter beschritten. Auch die Avantgarden des 20. Jahrhunderts sowie Joyce, Faulkner und der brasilianische Modernismus waren für mich von Bedeutung. Somit ist meine Erzählstrategie kein Zufall. *Es waren viele Pferde* war also zunächst eine Stilübung. Für mich ist dieses Buch eher eine literarische Installation oder ein Labor als ein Roman. Was wollte ich damit erreichen? Ich wollte eine Sprache für meinen Romanzyklus *Vorläufige Hölle* finden. Dazu gehören die beim brasilianischen Verlag Record erschienenen Bände: *Mamma, son tanto felice* (2005, Bd. 1), *O mundo inimigo* (2005, Bd. 2), *Vista*

parcial da noite (2006, Bd. 3), *O livro das impossibilidades* (2008, Bd. 4), *Domingos sem Deus* (2011, Bd. 5). In Übersetzung von Michael Kessler liegen bei Assoziation A bislang die ersten beiden Bände vor: *Mama, es geht mir gut* (2013) und *Feindliche Welt* (2014).

Ihre Werke werden als Romane angekündigt, aber als ich *Mama, es geht mir gut* gelesen habe, fragte ich mich: „Ist das ein Roman?“ Was ist Ihre Vorstellung von einem Roman?

Ich liebe es, darüber zu sprechen, weil ich durch meine Reflexion über Literatur bisweilen auch mein literarisches Repertoire erweitern kann. Ich denke, genauso wie sich der Kapitalismus des 19. Jahrhunderts vom Kapitalismus des 21. Jahrhunderts unterscheidet, verändert sich auch der Roman, weil diese Gattung eine literarische Ausdrucksform des Kapitalismus ist. Das ist ähnlich wie in der Physik. Als Naturwissenschaft strebt die Physik nach einer Erklärung dafür, wie die Natur funktioniert. Zu diesem Zweck entwickelt sie Theorien und Werkzeuge. Auch ich sehe mein Schreiben als einen Versuch, die menschliche Natur zu verstehen, da Literatur ebenfalls versucht, Werkzeuge für das Verstehen zu schaffen.

In Ihrer Literatur geht es häufig um das Proletariat, v. a. der Metallindustrie. Warum interessieren Sie sich speziell für diese soziale Klasse?

Erstens, weil ich selbst Textilarbeiter und Automatendreher war.

Meine Mutter war Analphabetin und Wäscherin, mein Vater Halb-Analphabet und Popcornverkäufer. Ich habe seit meinem sechsten Lebensjahr in allen erdenklichen Jobs gearbeitet. Mein Interesse an diesem Milieu entstand also in erster Linie dadurch, dass ich es sehr gut kenne und meine Familie und meine Bekannten aus diesem Umfeld stammen. Aber das wäre als Erklärung noch zu wenig. Der zweite Grund ist folgender: Als ich anfangs, brasilianische Literatur zu lesen, entdeckte ich, dass sie dieses Thema bislang nicht behandelt hatte. Also traf ich eine politische – und ästhetische – Entscheidung. Ich beschloss, über dieses vernachlässigte Thema zu schreiben.

Für die Figuren aus diesem Milieu ist Gewalt ein ständiger Begleiter, sie erleiden Gewalt und üben selbst verschiedene Arten von Gewalt aus. Dies reicht von brachialer körperlicher Gewalt bis hin zu sozialer und ökonomischer Gewalt. Nun gibt es ja bereits einige brasilianische Schriftsteller, die über Gewalt auf ihre eigene Weise schreiben, z. B. Marcelino Freire, Ferréz oder Patrícia Melo. Was ist der Unterschied zwischen diesen Autoren und Ihnen im Umgang mit dem Thema?

Ich würde sagen, dass es einen ziemlich großen Unterschied gibt. Bei Patrícia Melo geht es um Gewalt im Zusammenhang mit der Polizei. Ihre Figuren sind gegen die Gesellschaft und die Gesellschaft ist gegen sie. Die Literatur von Ferréz handelt von der Gewalt in den Außenbezirken São Paulos, in denen die Menschen unter Ausgrenzung leiden. Das trifft auch auf die Literatur von Marcelino Freire zu, aber in stilisierter Form. In meinem Fall besteht der große Unterschied darin, dass meine Charaktere sich nicht in einem Umfeld bewegen, das sich gegen die Gesellschaft richtet, sondern einem Milieu entstammen, das zur Gesellschaft dazugehören will. Und gerade das Dazugehören-wollen löst Gewalt aus. Dies ist ein feiner, aber entscheidender Unterschied. Meine Figuren wollen einen Fernseher oder ein schönes Auto haben und gut essen. Aber sie wollen nicht mit Drogen dealen. Sie wollen einfach nur an dem teilhaben, was die Gesellschaft zu bieten hat, und das erzeugt Gewalt. Einmal hat mich jemand gefragt: „Machen Sie sozialistischen Realismus?“ Und ich antwortete: „Nein, ich mache kapitalistischen Realismus“.

Ihre Romane spielen häufig im Bundesstaat Minas Gerais. Ist Ihre Literatur eine Fortsetzung des sogenannten Regionalismus des 20. Jahrhunderts? Ich beziehe mich auf Werke wie *Karges Leben* von Graciliano Ramos.

Ich verstehe Ihre Frage, und ich glaube, Sie irren sich nicht, aber ich möchte einen kleinen Nachtrag hinzufügen. Immer wenn

man Literatur adjektiviert, schmälert man damit ihre Bedeutung. Wenn man z. B. sagt: „Autor XY ist ein Autor von schwuler Literatur“, dann spricht man ihm ab, ein Autor von „Literatur“ zu sein. Man steckt den Autor in eine bestimmte Schublade, um durch die Blume zu sagen: „*Ich* schreibe Literatur, aber *er* schwule Literatur; *ich* schreibe Literatur, aber *sie* Frauenliteratur; *ich* schreibe Literatur, aber *er* regionalistische Literatur“. Obwohl ich diese Einordnung verstehe, übernehme ich sie nicht für mich, weil man, indem man qualifiziert, im Grunde disqualifiziert. Ich könnte sagen: „Ich schreibe proletarische Literatur“, aber ich tue es nicht. Ich schreibe „Literatur“. Oder zumindest versuche ich es.

Würden Sie sagen, dass in bestimmten gesellschaftlichen Schichten Brasiliens Gewalt bereits zu einem Weg geworden ist, um praktisch jede Art von Konflikt zu lösen?

Ich denke, dass Gewalt letztlich ein Ventil für das Gefühl ist, alles sei schlecht: Das Leben ist schlecht, die Leute wohnen schlecht, verdienen wenig, leben weit ab vom Schuss, die Polizei ist korrupt, es gibt Drogenhandel. Das ist alles so schlimm, dass die Menschen dadurch auch eine schlechte Einstellung zum Leben insgesamt haben. Und nicht nur die Frauen bekommen das zu spüren, sondern auch die Kinder. Wenn ich z. B. der Portier eines Gebäudes bin und den ganzen Tag gedemütigt werde, weil die Leute mich nicht anschauen, und wenn sie mich anschauen, mich schlecht behandeln, was tue ich dann? Ich werde es auf die absehen, die noch schwächer sind als ich selbst: auf meine Frau oder meine Kinder. In meinem Roman *Estive em Lisboa e lembrei de voce* (etwa: Ich war in Lissabon und erinnerte mich an dich) ist diesbezüglich eine Philosophie enthalten. Serginho sagt dort: „Wer ein gutes Auto hat, setzt sich gegen den durch, der ein schlechtes Auto hat; wer ein schlechtes Auto hat, missachtet die Rechte des Motorradfahrers; wer ein Motorrad hat, übergeht den Fahrradfahrer; wer ein Fahrrad hat, setzt sich über die hinweg, die nichts haben; und die, die nichts haben, trampeln auf denen herum, die ganz am Boden liegen.“ ■

Christian Grünngel ist promovierter Literaturwissenschaftler und an der Universität Gießen als Dozent tätig. Sein aktuelles Projekt befasst sich mit Männlichkeit(en) in den lateinamerikanischen Literaturen ab den 1960er Jahren.

Doris Wieser hat in Göttingen in iberamerikanischer Literaturwissenschaft promoviert und ist derzeit Feodor Lynen Stipendiatin der Alexander von Humboldt Stiftung an der Universität Lissabon.

Siehe Bestenliste Weltempfänger 18/2013 Platz 4: *Es waren viele Pferde* und Weltempfänger 20/2013 Platz 2: *Mama, es geht mir gut*